



## Bibliophiles aus aller Welt.

\* \* \*

### Seltene Gelegenheitszeitungen.

Der Weltkrieg hat eine Presse des Schützengrabens gezeitigt, die bisher einzig in der Zeitungsgeschichte dasteht. Diese kulturgeschichtlich merkwürdigen Veröffentlichungen haben als Kriegserzeugnisse in der Vergangenheit nichts Gleiches, wohl aber haben die weltgeschichtlich bewegten Zeiten des vergangenen Jahrhunderts eine Reihe von Gelegenheitszeitungen hervorgebracht, die sich jenen an Originalität und historischem Interesse wohl an die Seite stellen können. Als nach den Befreiungskriegen die große politische Entspannung in Deutschland einsetzte und die sogenannte Biedermeierzeit mit ihren „ästhetischen Thees“ und der „Konditoreikultur“ erblühte, erschien seit 1815 der von einem Dr. Schmoldt redigierte „Thee- und Kaffee-Zeitvertreib für Herren und Damen zur angenehmen nützlichen Unterhaltung und Nahrung fürs Herz“. Das heute ziemlich seltene Blatt mit dem langatmigen „süßholzraspelnden“ Titel muß einem „tiefgefühlten“ Bedürfnis der damaligen genügsamen Zeit entsprochen haben, denn es hielt sich bis 1834, während „Der hinkende Teufel von Berlin“, 1827 von Frhrn. v. Biedenfeld herausgegeben, schon nach wenig mehr als einem Jahre einging.

Eine Eigentümlichkeit der Zeit waren die beiden Cholera-Zeitungen, die 1831, als die Cholera bei den mangelhaften hygienischen Vorkehrungen große Opfer forderte, erschienen und amtliche Nachrichten über den Verlauf der Epidemie enthielten. Zwischen beiden tobte eine Art Zeitungskrieg. Die vom Berliner Medizinalrat Dr. Casper begründete „Caspersche Cholera-Zeitung“ war für Absperurmaßregeln und erschien dreimal wöchentlich morgens mit dem beruhigenden Vermerk „Desinfiziert“; ihr Widerspiel war die von einem Dr. Sachs geleitete „Sachsische Cholerazeitung“, die sich gegen jede Absperurmaßregel aussprach und natürlich deshalb das Publikum auf ihrer Seite hatte. Nach Erlöschen der Seuche gingen beide Blätter ein.

Allerhand merkwürdige, meist nur kurzlebige Preßerzeugnisse brachte das Jahr 1848. Sie schmückten sich mit recht auffallenden Titeln: „Die ewige

Lampe" (nach einem alten Berliner Lokal in der Neumanngasse benannt), das „Berliner Großmaul“, „Der blaue Montag“ usw. Nur neun Nummern erschienen von dem Heldschen „Juchheirassassassassa, die Preußen sind da“ — eigentlich kein übler Titel auch für eine richtige Kriegszeitung —, während sich eine „Buddelmeyer-Zeitung“ noch sechs Jahre lang behauptete. Ihrer kuriosen Namen halber seien noch genannt der „Berliner Krahehler“, der „Neuigkeitskrämer“, die „Novellenflora“ und der „Neue Berliner gemütliche Krahehler“, dessen Selbstpersiflage des damaligen Berlinertums aber so wenig Gnade beim Publikum fand, daß er ebenso wie seine Vorgänger bald an chronischem Abonnentenschwund einging. Der Journalist Ernst Kossak redigierte eine „Berliner Feuerspritze, Lösblatt für brennende Fragen“, die als politisch-satirisches Montagsblatt erschien. Die „Dosaune Deutschlands“ vermochte freilich nicht die Mauern der Gleichgültigkeit des Leservolkes umzureißen, ebensowenig wie es auf den „Mumpitz“ hereinfiel.

#### Die Abschiedsnummer des „Landsturm“.

In dem Aisnestädtchen Vouziers in der Champagne entstand im Vorjahre, kurz nach Ausbruch des Krieges, eine von der 3. Kompagnie eines sächsischen Landsturmbataillons herausgegebene Feldzeitung, die von Offizieren und Soldaten des Bataillons geleitet und hergestellt wurde. Die Zeitung erhielt den Titel „Der Landsturm“ und nannte sich damals stolz das „einzige deutsche Militärblatt auf Frankreichs weiter Flur“. „Der Landsturm“ hatte ursprünglich nur die Bestimmung, den in den Schützengräben hausenden deutschen Soldaten die Kunde von allen wichtigen Kriegereignissen zu übermitteln, später wies er häufig auch Beiträge humoristischen Inhalts, ferner Gedichte sowie treffliche Illustrationen auf und brachte es bald zu einer gewissen Berühmtheit. Der eigenartigen Soldatenzeitung strömten natürlich aus den Reihen der im Felde stehenden Truppen stets neue Mitarbeiter sowohl auf schriftstellerischem wie auch auf zeichnerischem Gebiete zu, und das Blatt fand immer weitere Verbreitung. Gesezt und gedruckt wurde es von mehreren im Bataillon dienenden Leipziger Buchdruckern in der Druckerei des „Moniteur de Vouziers“. Trotz mancher Schwierigkeiten, die anfangs zu überwinden waren, erreichte die Auflage des „Landsturm“ schnell eine recht stattliche Höhe. Nach Tausenden flatterten die Exemplare nicht bloß entlang der ganzen Weltfront, sondern auch weit hinein ins deutsche Hinterland und hinüber zu den Truppen, die im Osten dem Feinde gegenüberstanden. Zum Bedauern der vielen Freunde,

die sich das Blatt im Laufe der Zeit zu erwerben verstand, muß es nun jedoch sein Erscheinen einstellen, und die Herausgeber richten in der vor kurzem veröffentlichten „Feldnummer 21 des zweiten und allerletzten Jahrganges“ an die Leser den folgenden Abschiedsgruß: „Ein Jahr lang haben wir die Propheten gespielt und kühnlich behauptet, unser erster Jahrgang würde auch unser letzter sein. Natürlich, weil wir alle glaubten, daß ein Weltbrand von der ungeheuren Ausdehnung dieses Krieges in kürzester Frist ausgelodert haben müsse. Wir haben uns getäuscht. Unsere Feinde wollen nicht nur geschlagen, sondern auch vernichtet werden. Aber in anderer Weise behielt unsere Sehergabe recht. Der zweite Jahrgang sollte der Tod unserer Zeitung sein. Seine erste Nummer ist zugleich die letzte. Die Schriftleitung ist durch Kommandierungen auf die verschiedenen Kriegsschauplätze völlig auseinandergesprenzt, so daß die bisher unter den größten Schwierigkeiten doch ermöglichte Fortsetzung unserer Zeitung nunmehr gänzlich ausgeschlossen ist. So beenden wir hiermit unsere schriftstellerische Tätigkeit und danken unsern Lesern und unsern Mitarbeitern herzlich für ihre Teilnahme und Unterstützung. Unser Zweck ist erreicht, wenn auch wir unsern Teil zur Stärkung eines stolzeren Deutschbewußtseins neuen Stils beitragen durften. Denn wir leben und sterben in dem, was unser Kaiser als Sinnspruch alles Wirkens an das Reichstagsgebäude meißeln läßt: „Dem deutschen Volke.“ .. Die Schriftleitung.“

#### Die „Völler Kriegszeitung“.

Mehr als ein ganzes Jahr ist seit dem Beginn des Völkerringens ohnegleichen in der Geschichte vergangen. Überraschungen auf Überraschungen hat er gebracht. Nicht bloß in der eigentlichen Kriegführung. Alle Gebiete menschlichen Tuns sind von ihm mittelbar und unmittelbar betroffen worden. Wir haben, so schreibt J. K. im „Berl. Tagebl.“, im Laufe dieses erlebnisreichsten Jahres alte liebgewordene Gewohnheiten glatt aufgegeben und neue, den grundveränderten Zuständen entsprechende angenommen. Nicht zu allerletzt gilt das von unserem Schrifttum und insbesondere von unserer Zeitungsschreiberei. Wir haben es sogar auf diesem Gebiete zu einem „Feldgrau“ in der Redaktion gebracht, und zwar zu einem „Feldgrau“ in seiner eigendlichen Bedeutung.

Das Verdienst aber, diese äußerst zweckmäßige Kriegsfeldfarbe auch schriftstellerisch zu hohen Ehren gebracht zu haben, gebührt den Begründern der „Völler Kriegszeitung“, den im deutschen Schrifttum angesehenen Offizieren Paul Oskar Höcker und Georg Freiherrn v. Ompteda. Ein Zeitungsunternehmen wie dieses hat es bisher noch nie und nirgends gegeben, und es

wird sich trotz seinen Vorzügen hoffentlich so rasch nicht wieder auf dieser alten und doch jugendfrischen europäischen Erde wiederholen. Als die ersten Nummern dieser prächtigen Zeitung für unsere Krieger erschienen, da griffen die Sammler im Reiche begierig nach diesen ganz neuartigen „Inkunabeln“. Diese „Frühdrucke“ unserer Liller „Feldgrau“-Presse wurden rasch festgehalten und vor dem Verwehtwerden sorgsam bewahrt. Sie werden dereinst ihren hohen kulturgeschichtlichen Wert behalten.

Freilich, um die Zahl und die erlesene Art ihrer freiwilligen Mitarbeit sind die Herren Höcker und Ompteda zu beneiden. Aus allen Berufskreisen strömten ihnen die Beiträge in Massen zu, so daß die beiden feldgrauen Redakteure ihre liebe Not mit der Unterbringung des literarischen Materials haben dürften. Der Soldat im Schützengraben will von allem erfahren, was in dieser gewaltigen Kriegszeit sich ereignet. Er will wissen, wie es auf dem nahen und entfernten Schlachtfeldern zugeht, welches die Mittel sind, durch die diese ungeheuerste Heeresordnung, die jemals die Welt gesehen hat, zusammengehalten wird, damit ihr Zweck, der Sieg über die riesenhaften feindlichen Massen, erreicht werden kann. Da öffnet denn der Offizier, der Ingenieur, der Verwaltungskundige, der Arzt, der Richter, der Geistliche die Schatzkammern des Wissens und der Erfahrung, und alle teilen freigebig davon mit, was dem Soldaten zu wissen not tut, was ihm sein schweres Dasein im Felde, im Krankensaale, im Erholungsheim einigermaßen erleichtert und erheitert. Namentlich das letztere ist von einer nicht hoch genug zu schätzenden Bedeutung. Für die Stimmung und Erhöhung der Laune sorgen nun die Begnadeten, denen ein Sott gegeben, zu sagen und zu singen von dem, was ihnen das Innerste bewegt — und es sind deren wirklich nicht wenige, die berufen erscheinen, auf ihre Feldgenossen und auf ihre Volksgenossen erhebend und erheiternd zu wirken.

„Das schöne Mädchen von Lille“ — darunter ist natürlich die weltberühmte Wachsbüste gemeint — „Susemihl auf dem Kriegspfade“, „Kommod is' net“, „Patrouillenritte und Patrouillenreiter“, „Die prächtigen Feldpostbriefe des Eusebius Schmiedramdl von Klachtfarting“ (die lebhaft an die famosen Geistesblitze des Abgeordneten Filser im „Simplizissimus“ erinnern), die witzigen Stichproben aus den verschiedenen Wörterbüchern für den Kriegergebrauch: das sind literarische Leistungen, die wirklich des treuen Aufbewahrtwerdens wert sind. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens einige Kosthäppchen dieser letzten Art den Lesern aufzutischen: Calumniare audacter überfetzt der Altphilologe im Schützengraben ganz einfach mit „das Reuterbureau“, infecta re mit „englischer Angriff“, victoria gleich deutscher Angriff und semper aliquid

haeret mit „das Drahthindernis“. Es gibt aber noch viel mehr und viel Besseres. Die „Eiller Kriegszeitung“ wird als ein Denkmal deutschen Geistes in dieser Kriegszeit bestehen bleiben.

#### Die „Karnisch-Julische Kriegszeitung“.

Mancher Sammler von Erinnerungen an diese große Zeit wird mich vielleicht, schreibt C. W. im „N. W. J.“, um den Besitz von drei Nummern einer Zeitung beneiden, die sich aus dem Standorte eines Armeekommandos bis auf meinen Schreibtisch her verirrt haben, den Schreibtisch eines Zivilisten, der als Leser für die von mir genannte Zeitung eigentlich überhaupt nicht vorhanden ist. Denn um sie regelmäßig zugestellt zu erhalten, muß man erst in Uniform eine weite Fahrt in ein herrliches Bergland unternehmen, dessen stiller Alpenzauber sonst viele Menschen magisch anzieht, das aber jetzt seit Monaten vom Schlachtendonner berstender Granaten, blutdürstiger Schrapnells und herabstürzender Felsblöcke widerhallt. Es sind die drei neuesten Nummern der „Karnisch-Julischen Kriegszeitung“, die das Kommando der Armee-gruppe des Generals Rohr für unsere braven Truppen herausgibt, die an der Kärntner Front dem wütenden Ansturm der Italiener heldenmütigen Widerstand leisten. Nirgends ist der Nachrichten hunger begreiflicherweise so groß wie in den Schützengraben und man kann dem Armeekommando nicht genug Dank wissen, daß es für die Truppen an der Kärntner Front eine eigene Zeitung herausgibt. Die Nummer vom 21. August ist eine Doppelnummer und teilt auf der ersten Seite den Soldaten den Armeeoberkommandobefehl des Erzherzogs Friedrich anlässlich des kaiserlichen Geburtstages mit. Ein stimmungsvoller Aufsatz schildert ein Abendgefecht im Hochgebirge, während sich zwei andere Artikel mit der landschaftlichen Würdigung des Isonzo-gebietes und der Bedeutung der Rokitnosümpfe befassen. Die Kriegsnachrichten erscheinen nach den einzelnen Ländern und sogar nach den Elementen — zu Lande, zu Wasser und in der Luft — sehr übersichtlich geordnet. Auf der letzten Seite dieses Blattes wird die Siegeskunde von Nowo-Georgiewsk mitgeteilt, und man kann sich lebhaft vorstellen, welchen Jubel jeder wackere Alpenkämpfer empfunden haben mag, als er eine solche Freudenbotschaft schwarz auf weiß lesen konnte. Der Humor kommt durch eine kleine Auswahl von Scherzen aus unseren verschiedenen Witzblättern auf seine Rechnung. Außerdem sind in dieser Doppelnummer noch mehrere Gedichte enthalten, von denen eines von dem Sänger auf der Festenburg, O. Kernstock, wiedergegeben sei:

Die im Fort Hensel . . .

Hört man's vom Welschland her gewittern  
Und sausen Kugeln hageldicht,  
Daß selbst der Bergwelt Recken zittern —  
Die im Fort Hensel zittern nicht.

Und schießt der Feind manch Werk in Trümmer,  
Und steckt die Hütten rings in Brand —  
Des Kaisers „Arkeley“ weicht nimmer!  
Die im Fort Hensel halten stand!

Die nächste Nummer der Kriegszeitung (vom 26. August) bringt wieder eine Fülle von Depeschen und eine Kriegschronik sowie einen hübschen Aufsatz „Von unseren alpenländischen Truppen“ mit zwei glänzend reproduzierten Photographien, von denen die eine einen schwierigen Aufstieg unserer Truppen über eine steil ansteigende wildzerklüftete Halde, die zweite einen „Schnee“-Transport zu einer Kochstelle darstellt, die sich offenbar in einer Höhe befindet, in der es kein Wasser gibt. Auch die folgende Nummer (vom 29. August) ist mit zwei Bildern geschmückt. Ein Gedicht „In den Julischen Alpen“ brandmarkt in kräftigen Worten den welschen Treubruch und kingt in folgendes Selöbnis aus:

Ich grüß' euch, ihr Helden, die einst am Predil  
Und in Malborghet das blühende Leben  
Wie kämpfende Löwen dahingegeben:  
Heil dem, der im Kampf für das Vaterland fiel!

Zum Schwure erheben das flammende Schwert,  
Die Helden söhne, der Väter wert:  
Euch, Heimatsberge, dich, Heimatsmeer,  
Wir lassen euch nimmer und nimmermehr!

Dem Andenken des Linienschiffsleutnants Egon Verch sind Verse gewidmet, als deren Verfasserin eine Klagenfurter Dame zeichnet. Ein Artikel „Österreichs Trophäen“ gibt Eindrücke aus dem Wiener Heeresmuseum wieder.

Eine studentische Kriegszeitung.

Das Königsberger Korps Masovia hat eine eigene Kriegszeitung gegründet, die alle 14 Tage erscheint und Berichte gibt über alle im Felde stehenden Zugehörigen des Korps, über die im Felde Gefallenen, Verwundeten, ihre

militärischen Stellungen, Auszeichnungen usw. Manches traurig-ernste Vorkommnis wird hier in knappen Zügen gemeldet; manch schönes Wort findet hier seine Stelle; selbst der Humor läßt sich nicht unterdrücken. Die „Hartungsche Zeitung“ druckt ein paar Proben ab, von denen wir hier ein Gedicht wiedergeben wollen, das da zeigt, daß der Humor auch im Lazarett nicht verloren geht. Sein Verfasser heißt Pfundtner; er schildert seine Erlebnisse folgendermaßen:

„Bei Stallupönen bloß Pulver gerochen,  
Nicht aus dem Schützengraben gekrochen!  
Aber bei Sumbinnen —  
Feste mitten drinnen.  
Sturm auf das Dorf Waneguppchen,  
Trotz des wirklich ziemlich rupp'gen  
Feuers der Artillerie,  
Die uns beschoß wie noch niemals nie!  
Dann nach dem neuen Kriegsschauplatz!  
Dolle Hag!  
Täglich gefochten und täglich marschirt  
Und zwischendurch immer bloß massakriert!  
Essen und Waschen und Schlafen — o je —  
Alles meistens nur in der Idee.  
So wurde Ulsdau und und Soldau genommen;  
Auch Neidenburg war bald bekommen.  
Dann kam der Auftrag, bei Muschaden  
Den Ruß noch mal bei der Kehle zu packen  
Und ihm die Gurgel ganz auszudrücken,  
Daß ihm die Luft verging, auszurücken!  
Wir taten's, und unter dem Schutze der Nacht,  
Da haben wir uns an sie 'ran gemacht,  
Doch stellte die Bestie uns eine Falle,  
Mit einem Male gab's Seßnalle  
Von vorne, von hinten, von überall,  
Es war ein Schlammassel und ein Skandal!  
Und dabei fuhr mir 'ne Kugel hinein  
In mein, ach so schönes rechtes Bein,  
So daß ich zu meiner Bekümmernus  
Noch immer im Streckverband liegen muß.“ —

### Französische Soldatenzeitungen.

Fast möchte man jeden Franzosen für einen geborenen Journalisten halten, wenn man die große Zahl und bunte Menge der von französischen Soldaten im Felde gegründeten Zeitungen betrachtet. Nachdem ein Gasconner Regiment eine Zeitung „Für Höhlenmenschen“ gegründet hat, wendet sich eine neue Zeitung »Le Poilu« („Der Haarmensch“) an die Gesamtheit der französischen Soldaten. Nach einer Bemerkung am Kopf der Zeitung ist sie für die „Drückeberger“ jeder Art verboten. Der „Haarmensch“, bekanntlich der während des Krieges geprägte Spitzname für die französischen Soldaten, will der Ausdruck der ungepflegten, aber nichtsdestoweniger mit gallischem Witz erfüllten französischen Soldatennatur sein; nicht der miles gloriosus (Prahler), sondern der miles jocosus (Witzbold) ist sein Ideal, und er legt weniger Wert auf pathetische Rhetorik als auf die Pflege jenes Geistes, der den alten napoleonischen Schnauzbärten »groggnards« eigen war: derber Witz und gesunder Salgenhumor. Als ein Zeichen dieses Salgenhumors, oder, wie sie sich ausdrückt „der moralischen Gesundheit“, veröffentlichte die genannte Zeitschrift ein Gedicht, das in freier Übersetzung, die natürlich die Derbheiten des französischen Gedichtes erheblich mildern mußte, etwa so lautet:

An den Ochsen.

„Du armer Ochs, du lebest ruhig, mild  
Am klaren Bach, auf grünem Ried.  
Nur nach den Fliegen schlugst du manchmal wild —  
Wie es jetzt mir geschieht.  
Die breite Stirn, der Mund, der nicht gern schwätzt,  
Dein leeres Aug', dein still Gemüt  
Erschien wie Spott, daß man dir Hörner aufgesetzt —  
Wie es jetzt mir geschieht.  
Du Philosoph ertrugst mit sanftem Mut  
Den Strick, der in den Stall dich zieht —  
Erfüllt der Stachelstab dich nicht mit Wut, —  
Wie es jetzt mir geschieht?“

Die „bärtige Ente“.

Eine französische Feldzeitung.

Die „Bärtige Ente“ (Le Canard Poilu) ist der sonderbare Titel einer französischen Feldzeitung, die wöchentlich einmal erscheint und an der Front

verbreitet wird; Exemplare dieser Soldatenzeitung sind selbst in Frankreich nur schwer zu haben, und es ist daher von Interesse, aus amerikanischen Quellen einiges Nähere über die „Bärtige Ente“, ihren Betrieb und ihren Inhalt zu erfahren. Ganz überwiegend ist der Inhalt dieser Feldzeitung lustig-harmlosen Charakters, wenn auch ein Schuß von Satire darin nicht fehlt. Sieht man die Nummern durch, so stößt man auf die Namen zahlreicher wohlbekannter Verfasser, die als Mitarbeiter der „Bärtigen Ente“ erscheinen, und wirklich hat Edmond Rostand ein Gedicht dazu beigezeichnet, worin er von der herkömmlichen roten Hose der französischen Soldaten pathetisch Abschied nimmt: „Fahr wohl, heroisch Rot, wir trauern, daß du schwindest, doch Helden, sonst nutzlos ausgesetzt, werden so geschont; und wenn wir euch ins Blau des Horizonts heiden, so entschuldigt uns dies: wir schonen euch, Soldaten, für die Garnison unserer Zukunft.“ Übrigens aber darf man sich durch die glänzende Mitarbeiterliste der „Bärtigen Ente“ nicht verblüffen lassen; die Schriftleitung des Blattes befolgt nämlich den schallhaften Brauch, ihre Beiträge, wann es ihr beliebt, mit den Namen gefeierter französischer Verfasser zu unterzeichnen. Muß sich denn nicht jeder französische Schriftsteller geehrt fühlen, mit seinem Namen in der Soldatenzeitung vertreten zu sein? Und so liest man denn in der „Bärtigen Ente“ beispielsweise eine Skizze von Anatol France, die dem greisen Verfasser der „Insel der Pinguine“ vollkommen fremd ist.

Ein Schuß Satire fehlt dieser französischen Feldzeitung nicht, so bemerkten wir, und zwar richtet sich die Satire zumeist gegen gewisse heimische Verhältnisse und Einrichtungen. So nimmt sie offen Anstoß daran, daß die Boulevardblätter nach wie vor im üblichen Gesellschaftsklatsch schwelgen. Darüber macht sich die „Bärtige Ente“ in folgender parodistischer Todesanzeige lustig: „Mit Bedauern machen wir Mitteilung vom Tode der Frau Herzogin Dubitune de la Chauffee, geborener Chauffroy de la Caill, in ihrem 88. Jahre; des Herrn Anatole Fessembois, Ehrenadvokat, 103 Jahre alt, und des Fräulein Clarisse Sautopieu, Gründerin des Waisenhauses für rückenmarkschwache Abnormitäten, die in ihrem 96. Lenze durch einen Anfall von Schlafsucht dahingerafft wurde. Wir grüßen diese Langlebigkeiten, arme Kriegsoffer, die in der Blüte ihres Lebens dahingerafft worden sind.“ Diese Parodie auf den öden Gesellschaftsklatsch der Boulevardpresse entbehrt sicherlich des Humors nicht. Dasselbe gilt auch für ein Romanfeuilleton, das nach der Art der französischen Zeitungen nur aus einem ganz kleinen Fetzen besteht und einen französischen Bramarbas launig schildert. Der Roman führt

den Titel „Landouillard geht in den Krieg“, und zwar halten wir beim dritten Kapitel: „Wie Sideon zur Front kam“. Da wird erzählt: (Fortsetzung) „Donnerwetter! Diese Kerle sitzen im falschen Stuhle!“ rief er. Ohne auf weitere Instruktion zu warten, griff er nach einem Gewehr und ließ ein paar Gräße nach dem feindlichen Schützengraben hinüberfliegen. Es war ein episches Gefecht. Bevor die Boches noch Zeit fanden, ihre Flinten zu laden, warf sich Sideon in einem Augenzwinkern über sie und schickte verschiedene Dödelhauben durch die Luft, wobei die dazugehörigen Köpfe mitgingen. Diese nachdrückliche Handlungsweise zog Landouillard einige Beachtung zu. Der Feind warf ein halbes Duzend Granaten auf ihn, um ihn darüber zu belehren, daß man anknopfe, bevor man eintritt. In keiner Weise aus der Fassung gebracht, erwiderte unser Held den Gruß. Tonnen, Gewehre, Eisenstücke, Baumstämme und all dergleichen, mit tödlicher Sicherheit geschleudert, fielen mathematisch genau auf die Kinnbacken der Boches. Als er nichts mehr zu werfen hatte, machte unser Held eine Pause und beobachtete mit offenkundiger Genugtuung, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Im Schützengraben drüben waren nur noch vereinzelte Körperreste übrig. Die wenigen Überlebenden waren so Flug gewesen, nicht länger zu weilen; sie flohen nach rückwärts, indem sie schrien: „Das ist der Teufel, das ist der Teufel!“ Nach dieser Leistung fand sich Landouillard in einer gewissen Verlegenheit, was er eigentlich nun in und mit seinem Schützengraben anfangen sollte. „Ich kann ihn doch nicht gut versetzen,“ dachte er. In dieser Verlegenheit wartete er auf eine Eingebung, indem er eine Zigarette, das Päckchen zu 15 Pfennigen, rauchte. (Fortsetzung in der Nächsten Nummer.)“

Die „Bärtige Ente“ ahmt überhaupt, oft in recht schalkhafter Weise, die Anordnung und Gebräuche der französischen Zeitungen nach. Auch der übliche „Briefkasten“ fehlt nicht, und hier findet sich auch eine Auskunft an „von Bülow (Rom): Wir können Ihnen keinen Rat geben, wie man sie dazu bringen soll, Sauerkraut lieber zu essen, als Makkaroni.“ Beiträge ernstern Charakters sind in der Zeitung im allgemeinen recht selten; der Brief eines Soldaten hinter der Front zum Beispiel, der in der Abteilung „Echo aus dem Schützengraben“ veröffentlicht wird, enthält nicht etwa die Schilderung ernstern Erlebnisse oder psychologische Bekenntnisse, sondern vielmehr eine ziemlich beißende Verspottung des französischen Bürokratismus. Kommt da von der Front eine Requisitionsforderung. Wird zurückgeschickt, weil der entsprechende Requisitionsschein fehle. Der Requisitionsschein kommt zurück, wird wieder zurückgeschickt, weil er nicht in vorschriftsmäßiger Weise aus-

gestellt ist. „Komisch, daß sie das da nicht wissen!“ ruft der Mann von der Etappe aus, der im übrigen scheinheilig klagt, sie empfänden die Wirkung des Krieges auch hinter der Front sehr, denn um 9 Uhr müßten sie schon zu Bett und frischen Fisch gäbe es nur noch zweimal die Woche. Denselben Humor atmen im allgemeinen auch die Zeichnungen, die die „Bärtige Ente“ bringt. Eine davon zum Beispiel schildert die bunte Andorschriftsmäßigkeit der Uniformen, in der die französischen Soldaten jetzt dahergehen; man sieht sie da gekleidet in die unmöglichsten Zusammenstellungen von bürgerlichen und militärischen Kleidungsstücken. Auf einem anderen Bildchen sieht man ein Jungfräulein, welches durch die Dorfstraße geht. Große Aufregung unter den Soldaten, die ein weibliches Wesen schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr gesehen haben: alles stürzt gaffend und bewundernd herzu. Ein wenig aus dem Rahmen fällt eine Zeichnung, die ein „Kamerad beim russischen Heere“ dem Blatte geliefert hat. Es sind dies recht flotte Skizzen von acht russischen Soldaten- und Offizierstypen, und diese Typen zeigen soviel Roheit und Stumpfheit im Ausdruck, daß es baß Wunder nehmen muß, daß die „Bärtige Ente“ die sieben russischen Kameraden in dieser Weise hat im Bildnis zeigen wollen.

#### Die Entstehung der Kriegsbibliothek von 1870.

Am Hofe Friedrich Wilhelms IV. und später zur Regierungszeit seines Nachfolgers, des Kaisers Wilhelm I. spielte der ehemalige Hoffchauspieler Louis Schneider eine nicht unbedeutende Rolle, die zuweilen sogar dem allmächtigen Kammerherrn v. Humboldt recht unbequem wurde. Louis Schneider hatte sich während der Sturmtage des Jahres 1848 als ein sehr mutiger und straff Königstreu gesinnter Mann erwiesen und dadurch die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms IV. auf sich gelenkt. Er gab seinen schauspielerischen und auch seinen bühnenchriftstellerischen Beruf sehr bald auf und begründete den „Soldatenfreund“, der ihm einen erhöhten Einfluß und eine sehr gesicherte materielle Existenz verschaffte. Trotz seiner preußischen Gesinnung hat er während der Reaktionszeit manchem seiner früheren demokratischen Freunde in uneigennütziger Weise große Dienste erwiesen, denn neben seiner ungewöhnlichen Lebensklugheit war und blieb eine unerschöpfliche Gutmütigkeit der Grundzug seines Wesens. Er hat auch in der Geschichte Berlins sich einen bleibenden Ehrenplatz dadurch erworben, daß er den „Verein für die Geschichte Berlins“ begründete und ihm die Ehre des Protektorats Kaiser Wilhelms verschaffte.

Die größte Tat seines Lebens aber, auf die er nicht wenig stolz war, sollte

ihm in dem Kriegsjahre 1870 auszuführen beschieden sein. Ich sehe ihn noch vor mir, schreibt Dr. J. Kastan, wie er unmittelbar nach der Kriegserklärung aus dem königlichen Palais in der Behrensstraße freudig strahlenden Gesichts, das Haupt stolz erhoben, mich heranwinkte, und mir die Mitteilung machte, daß es ihm eben gelungen sei, den König zur Gründung einer Kriegsbibliothek zu bestimmen. Er hatte dem König den Plan, wie er sich das Zustandekommen einer solchen Büchersammlung dachte, in allgemeinen Zügen vorgetragen. König Wilhelm war für den Gedanken sofort sehr eingenommen, und so wurde denn der Kanzler des Norddeutschen Bundes, Graf Bismarck, veranlaßt, den ganzen großartigen diplomatischen Apparat in den Dienst dieser Bibliothek zu stellen. Sämtliche Botschafter, Gesandte, Konsuln, diplomatische Agenten wurden angewiesen, alle irgendwie erreichbaren, auf den Krieg bezüglichen Drucksachen zu sammeln und an die Zentralstelle, an Louis Schneider, nach Berlin zu übersenden. Da nun der damalige Krieg von der Sympathie der gesamten zivilisierten Welt getragen wurde, so flossen auch freiwillige Beiträge aus den entferntesten Punkten der Erde herzu, und es kam nach und nach in der Tat eine Sammlung von solch einer Vollständigkeit zustande, wie man sie kaum für möglich gehalten hätte.

Als nun der Friede glücklich geschlossen war, blieb es die einzige Sorge Louis Schneiders, die so gewonnene Sammlung in würdigster Weise aufzustellen. Sämtliche Bücher bekamen schöne Halbfranzbände und ihre Aufstellung erfolgte als gesonderte Kriegssammlung in einem zu ebener Erde gelegenen Saal des alten Bibliotheksgebäudes. Sie erhielt ihre eigene Verwaltung, ihren eigenen Bibliothekar, ihren eigenen Katalog. Noch viele, viele Jahre nach dem Frieden waren die für die Dervollständigung der Sammlung erforderlichen Mittel, die aus der Privatschatulle des alten sparsamen Herrn geleistet werden mußten, nicht gering, und Louis Schneider erzählte dann von mancher scherzhaften Bemerkung, die der alte Kaiser Wilhelm über die großen buchhändlerischen Rechnungen machte, die gar nicht abreißen wollten.

So war der Geheime Hofrat Louis Schneider in der Tat der geistige Urheber dieser in ihrer Art einzig dastehenden Buchsammlung, in der sämtliche auf den Krieg bezügliche literarische, musikalische, künstlerische Erzeugnisse der ganzen Erde vereint wurden.

#### Bücher im Schützengraben.

Die Reclamsche Universal-Bibliothek hat den Versuch unternommen, die Frage der Lektüre der deutschen Truppen statistisch zu behandeln. Der Ver-

such ist um so dankenswerter, als eine Zentralstelle für Bücherbestellungen aus dem Felde weder besteht noch geschaffen werden kann; freilich ist er lückenhaft, da nur ein kleiner Bruchteil der Bestellungen unmittelbar an den Verlag geht und von ihm geprüft werden kann. Der Statistik sind Bestellungen aus einem Zeitraum von etwa sieben Wochen im Dezember und Januar 1915 zugrunde gelegt; dabei ist ein erfreuliches Überwiegen ernster, gehaltvoller Literatur festgestellt worden. Eine Übersicht nach Literaturgruppen ergibt folgende Verteilung: 1. Romane, Erzählungen, Novellen etwa 48 Prozent; 2. Humoresken etwa 16 Prozent; 3. Dramatische Werke, Gedichte, Sprüche, Aphorismen, zusammen etwa 17 Prozent; 4. Philosophie, Religion, Geschichte, Kulturgeschichte, Naturwissenschaft, Musik, Literaturwissenschaft, zusammen etwa 19 Prozent. Dazu muß folgendes bemerkt werden. Es sind nur jene Bestellungen berücksichtigt, die einzelne bestimmte Werke angaben. Der Anteil der Erzählungs-Literatur würde größer sein, wenn auch die Bestellungen zugezählt würden, in denen der Empfänger dem Verlag die Auswahl überließ und nur etwa verlangte: 10 Bände guter Novellen, Erzählungen und dergleichen. Derartige Bestellungen sind zum Teil sogar sehr umfangreich, namentlich wenn Offiziere eine größere Sendung Bücher zu Spenden an ihre Mannschaften bestellen. Ferner die Gruppe Humoresken ist im Januar durch eine größere Bestellung von einem einzelnen auf Werke nur dieser Art erheblich gewachsen; im Dezember umfaßte z. B. diese Gruppe nur etwa die Hälfte der Bandzahl der wissenschaftlichen Werke. Eine Übersicht über die bestellte Erzählungs-Literatur zeigt eine große Manigfaltigkeit. Am meisten verlangt wurde — ein „feindlicher“ Schriftsteller, Dickens. Danach kommen: Hauff, Paul Grabein, Andersen, Fritz Reuter, Dumas, Otto Ernst, Tolstoi, Turgenjef, Zola, Luise Westkirch, Bulwer, Daudet, Björnson, Rud. Herzog, Wilh. Jensen, Spielhagen, B. Sroller, P. O. Höcker, E. T. A. Hoffmann, Perfall, Raabe, Rosegger, Tschchow. Von Schriftstellern, die sonst noch vorzugsweise bestellt wurden, wollen wir als wichtigste nur nennen: Alexis, Otto Jul. Bierbaum, Bleibtreu, Bourget, Brindman, Busse-Palma, Chamisso, Defoe, Dostojewskij, die Droste, Eichendorff, Erdmann-Chatrion, Eyth, Gobineau, Gorki, Goethe (Werther), Grillparzer, Grimmehausen, Heyse, Victor Hugo (Notre Dame), J. B. Jacobsen, Jean Paul, Jung-Stilling, Immermann, Korolenko, Kugelgen, Mérimée, Mikszáth, Mörike, Murger, Prevost (Manon Lescaut), Riehl, Scott, Sealsfield, Seume, Sienkiewicz, Strindberg. — In Gruppe 3 stehen Goethe, Schiller und Shakespeare mit fast gleicher Zahl einträchtig obenan, es folgen Hebbel, Grillparzer, Ibsen,

Maeterlinck und Tolstoi. Als Besonderheiten wären aus dieser Gruppe von Bestellungen zu nennen: Apulejus' „Amor und Psyche“, die Edda, Euripides „Die Bacchantinnen“, zwei Altinder: Kalidasa und Kschemisvara, Voltaires „Tancred“, Tassos „Befreites Jerusalem“. Das Nibelungenlied ist ferner dabei, auch Kleist, Mörike, Uhland, Wieland, Wagners Parsifal u. a., dann Anthologien und mundartliche Gedichte. Nicht berücksichtigt sind in dieser Gruppe und für die Statistik überhaupt aber die Sammlungen „Kriegslieder“ und „Soldatenlieder“, die natürlich sehr viel bestellt wurden. — In Gruppe 4 nehmen die philosophischen und religiösen Werke einen großen Raum ein, über ein Drittel der Abteilung; Werke von Kant, Schiller und Fichte, Descartes, Hegel, Schelling, Schopenhauer, Wundt, Ostwald, F. M. Klinger, Feuchtersleben u. a. m. Auch der dritte der großen, bei uns heimischen Briten ist dabei, Carlyle; ferner Tolstoi und Renan. Die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Werke betragen über ein Viertel der Abteilung, darunter Bismarcks Reden, Lamprechts Porträtgalerie, Arndts „Wanderungen“, dann 3. B. Einharts Geschichte Karls des Großen und Götz von Berlichingens Lebensbeschreibung.

Haftet nun auch einem derartigen Überblick sicher manches Zufällige an — um ganz allgemeingültig zu sein, müßte ein umfangreicheres Material aus längerer Zeit zur Verfügung stehen — so bleiben die Ergebnisse immerhin lehrreich. Auffallen könnte es, daß ein Engländer, Dickens, an der Spitze der Erzähler marschiert, und doch ist dies leicht verständlich. Die besten Romane Dickens bieten eine außerordentlich vielgestaltige, spannende Handlung, in die sich auch der literarisch weniger Gebildete recht mit Genuß festlesen kann, eine erstaunliche Menge scharfgezeichneter Charakterfiguren, die uns wie persönliche Freunde werden, einen unerschöpflichen, gemütswarmen Humor und endlich ein starkes, sittliches Pathos, dem man anmerkt, wie ernst es dem Dichter um die von ihm verfochtenen Ideale ist. Dazu kommt, daß Dickens nicht blind für die Schwächen und Laster seiner Landsleute war, die heute in nackter Häßlichkeit hervortreten; in fast allen seinen Romanen kommen Heuchler und Pharisäer vor, die ihre niedrige, alle andern Gefühle beherrschende Selbstsucht, ihren Neid und Haß unter gesalbten Redensarten verbergen; das klassische Beispiel dafür ist der fromme Erzgauner Pecksniff in „Martin Chuzzlewit“. Auch für gemütsrohe Streber vom Schlage Churchills, für gewissenlose, geistreiche Taschenspieler, wie Lyod George, für Großmäuler, wie Curzon und Beresford finden sich bei Dickens treffliche Vorbilder.

### Brest-Litowsk in der Geschichte des Buchdrucks.

Die Stadt Brest-Litowsk hat als Druckort besonders religiöser Literatur für Polen und Litauen (Brest-Litowsk heißt das litauische Brest) schon vor dreihundert Jahren eine gewisse Rolle gespielt. Auch die Kgl. Bibliothek in Berlin hat, wie die „Vossische Zeitung“ mitteilt, in ihrem Bücherstande eine besondere interessante polnische Bibelübersetzung, welche das Druckdatum 4. September 1563 trägt und in Brest-Litowsk gedruckt ist. Diese Übersetzung war vom Fürsten Nikolaus Radziwill veranlaßt und von einer Anzahl polnischer und ausländischer Theologen in sechs Jahren vollendet worden. Das in der Kgl. Bibliothek befindliche Exemplar trägt eine eigenhändige Widmung dieses Fürsten an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg in lateinischer Sprache. Ein silberner Einband schmückte einst das Buch, das denn auch zu der berühmten Silberbibliothek in Königsberg gehörte. Aus dieser Silberbibliothek wurde die Bibel vom Großen Kurfürsten bereits herausgenommen und seiner damaligen Hausbibliothek, aus welcher die jetzige Kgl. Bibliothek hervorging, einverleibt. Der silberne Deckel ist im Laufe der Zeit verloren gegangen und durch einen anderen ersetzt worden. Das Buch selbst jedoch ist auch in buchgewerblicher Hinsicht eine Sehenswürdigkeit. Es ist für den Fachmann geradezu erstaunlich, mit welcher Feinheit, welcher Eigenart und mit welchem Geschmaack die Drucktypen, besonders die Initialen, geschnitten sind. Das Schriftbild ist von außerordentlicher Schönheit und könnte heute noch Offzinen als Vorbild dienen. Es ist das um so erstaunlicher, als man damals die mechanischen Hilfsmittel bei der Herstellung von Drucksägen und Holzsnitten für Initialen durchaus nicht kannte und man im allgemeinen nicht gewöhnt ist, aus dieser Gegend Europas gerade auf kunstgewerblichem Gebiete von hervorragenden Leistungen zu hören.

### Goethe als Bücherverleiher.

Daß auch Goethe die Kümernisse eines Bibliotheksbesitzers nicht erspart blieben, der ohne Freude feststellen muß, wie oft gute Freunde und Bekannte, die Bücher entleihen, sie nicht zurückgeben, zeigt eine Nummer des Weimarschen offiziellen Wochenblattes aufs Jahr 1815, die in dem vor Kriegsausbruch erschienenen Katalog der Sammlung Kippenberg angeführt wird. Auch Goethe ersparte sich die Peinlichkeit einer persönlichen Mahnung und kam auf einen eigenartigen Ausweg — er inserierte! Diese öffentliche Mahnung im Wochenblättlein lautete kühl und sachlich: „Da man bei Gelegenheit der Revision der Bibliothek des Herrn Geheimrath v. Goethe mehrere Werke

vermißt, so werden alle diejenigen, welche aus selbiger Bücher geliehen erhalten, freundlich ersucht, solche baldmöglichst in das Goethesche Haus zurückzuliefen." Ob diese gedruckte Mahnung im Wochenblatt die säumigen Büchrentleiher zur Erfüllung ihrer Pflichten brachte, erfahren wir nicht, wahrscheinlich zum Ruhme der Schuldigen . . .

#### Über Gottfried Kellers Popularität

brachte ein Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ allerhand interessante Angaben. Gut verzehnfacht haben sich seit Kellers Tode die Auflagen seiner Werke. Der „Grüne Heinrich“ stand 1889 bei der achten, 1914 bei der achtzigsten Auflage; „Die Leute von Seldwyla“ erreichten 1887 die fünfte, jetzt stehen sie bei der dreiundachtzigsten; seit 1914 ist die zehnbändige Gesamtausgabe zusammen in mehr als einer halben Million verbreitet. Und man bleibe nicht bei diesen Zahlen, vergegenwärtige sich vielmehr, daß man ja den „Grünen Heinrich“ auch als »Enrico il verde« in Italien und als den „gronne Henri“ in der Heimat des anderen Henri Ibsen trifft, daß Georges Brandes für Kellers Ruhm in Dänemark besorgt war, daß man Keller englisch und französisch lesen kann, daß man „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ französisch als »La bannière des sept braves« wiederfindet und schon am Titel erkennt, daß ein Sprachgenie eigentlich sich nicht gern übersetzen läßt, der Welt nicht entgegenrennt, die Welt vielmehr bei sich zu Hause empfängt. Nicht genug. Der Pessimismus der Buchhändler hat längst ausgerechnet, daß auf einem Buch zehn und auf einem Leihinstitutsexemplar fünfundzwanzig Leser herumreiten. Dann hätten also etliche Millionen Gottfried Keller gelesen. Aber bleiben wir bei der ungefähren Statistik des Ruhmes. Da hat die alte Nicolaische Buchhandlung in Berlin, die größte Leihbibliothek in der „Bugra“, den Verbrauch einiger Bücher statistisch dargelegt. Vom „Grünen Heinrich“ brauchte sie seit dem Jahre 1879 bis 1913 nicht weniger als 4071 Exemplare. — Auf ein Jahr entfallen 120 Exemplare, die in Feszen gelesen und zerlesen wurden. Danach hätten, wenn auf ein Exemplar fünfundzwanzig Leser — gelinde gerechnet — gehen, allein 101 800 Menschen durch die Nicolaische Leihbibliothek Keller kennen gelernt und gelesen.

#### Schillers Bibliothek.

Dr. P. Ortlepp, Bibliothekar an der Staatsbibliothek in Weimar, hat kürzlich als Anhang zum „Zuwachs der Großh. Bibliothek zu Weimar aus den Jahren 1911—1913“ eine äußerst schätzenswerte Arbeit herausgegeben,

die er als „Eine kurze geschichtliche Zusammenstellung der Werke, die Schiller besaß oder benutzte“ bezeichnet hat. Es fehlte bisher, schreibt Prof. Dr. Otto Franke, trotz mancher Vorarbeit eine zusammenhängende Übersicht all der Werke wissenschaftlichen und schöngeistigen Inhalts, die dem Dichter zur Erweiterung seiner Kenntnisse oder zur Unterhaltung dienten. Nicht einmal die Bücher, die sich einst in seinem Besitze befanden, wurden bisher in ihrer Gesamtheit verzeichnet. Natürlich benutzte Schiller nicht nur seine eigene Bibliothek, eine überaus große Menge von Büchern entlieh er auch Freunden und verschiedenen Bibliotheken. Dr. Ortlepp, der ursprünglich die Absicht hatte, eine möglichst abschließende Untersuchung über die von Schiller benutzten Quellen zu behandeln, also etwas Ähnliches zu leisten, wie H. Anders in seinem Werke „Shakespeares Belesenheit“, sah sich aber unter dem lähmenden Drucke des Krieges gezwungen, die Ausführung dieses Gedankens zu verschieben und sich im wesentlichen auf die Darstellung von Schillers Verhältnis zur Weimariſchen Staatsbibliothek zu beschränken. Nichtsdestoweniger geht er in übersichtlicher, erschöpfender Betrachtung des reizvollen Gegenstandes von den ersten Versuchen des Eleven Schiller aus, sich eine eigene Bibliothek zu schaffen.

Von Vermutungen abgesehen, ist es sicher belegt, daß sich Schiller am 20. Mai 1782 den Plutarch in Schirachs Übersetzung und Shakespeares Schauspiele in Eschenburgs Übertragung kaufte. Während seines ganzen Lebens hat er sich von diesen Büchern niemals getrennt. Noch heute befindet sich in Weimar die gleiche Ausgabe des Plutarch, ebenso auch Shakespeares Werke, wenn auch in der Ausgabe von A. W. Schlegel. Zu diesen Lieblingschriftstellern gesellte sich auch Klopstock. Ein Gelegenheitskauf des einstigen Mediziners zu Anfang der 80er Jahre war der Erwerb des „Almanachs für Apotheker aufs Jahr 1781“. So war Schillers bescheidene Büchersammlung allmählich so angewachsen, daß er sie nicht ganz nach Mannheim mitnehmen konnte, sondern einen Teil dem ihm befreundeten Scharffenstein überließ. Des weiteren verfolgt Ortlepp Schillers dichterische und gelehrte Tätigkeit stets im Hinblick auf alle Bücher, die ihm das nötige Material lieferten, über Mannheim, Leipzig, Dresden bis Jena und Weimar. In Jena, wo ihm durch die Hochherzigkeit des Erbprinzen Friedrich Christian eine unerwartete Unterstützung zuteil wurde, konnte er daran denken, seine Büchersammlung zu vergrößern. So setzte er sich in Besitz von „Sibbons verdeutscher Geschichte“ und von anderen Werken geschichtlichen und schöngeistigen Inhalts. Außerdem wurde seine Bibliothek durch zahlreiche Geschenke von Freunden und

Verehrern vermehrt, wie von Wieland, Fichte, Schelling usw. Daneben ging die Benutzung größerer öffentlicher Bibliotheken in Meinungen, Erfurt, Heilbronn u. a. Keine aber hat Schiller so häufig und so lange Zeit benutzt, wie die in Weimar. Für fast 18 Jahre liegen über die Dienste, die ihm diese Anstalt leistete, mit Ausnahme der Jahre 1787—1791, vollständige Aufzeichnungen vor in Gestalt der noch erhaltenen vier „Verzeichnisse“ der ausgeliehenen Bücher. Zum ersten Male erschien Schiller persönlich am 16. August 1787 auf dieser Bibliothek; später nahm er häufig Goethes Vermittlung in Anspruch. Ein Jahr vor seiner Übersiedlung nach Weimar schenkte er auf Wunsch Karl Augusts der Bibliothek sein französisches Bürgerdiplom mit der Anweisung, es „gehörig“ einzutragen und „an einem schicklichen Orte zu reponieren und zu verwahren“. Nach der Übersiedlung war Schiller ständiger Gast der Anstalt; die höchste jährliche Benutzungsziffer überhaupt erreichte er im Jahre 1800, wo er sich mit der Vollendung der „Maria Stuart“ beschäftigte.

Von hohem Interesse ist es, Ortlepps Ausführungen zu verfolgen über Titel von Büchern, die Schiller u. a. bei seinen Vorarbeiten für die „Jungfrau von Orleans“ entlieh, wie Schriften über Hexenprozesse, über die Zeiten der Troubadours, auch Bodmers Sammlung von Minnesingern, das Nibelungenlied, Eichhorns Geschichte der Künste und Wissenschaften und nicht weniger als 12 verschiedene Werke über die Geschichte seiner Heldin. Durch Ortlepps gewissenhafte Aufzählung und eingehende Charakterisierung besonders der der Bibliothek entlehnten Bücher, die für „Wallenstein“, „Wilhelm Tell“ usw. als Quellenmaterial dienten, wird es auch dem Laien möglich, einen Einblick in Schillers Arbeitsmethode zu erlangen, und das Ergebnis ist Staunen über den unendlichen Fleiß des mit Sorgfalt wählenden und schürfenden Dichters, der, den Blick natürlich stets aufs Theater gewendet, nur das dramatisch Brauchbare zu erfassen und herauszuschälen bemüht war. Während seiner beiden letzten Lebensjahre nahm Schiller die Bibliothek für den „Demetrius“ nur zweimal in Anspruch. Die Geschichte von Schillers Büchersammlung endigt mit des Dichters Ableben nur insofern, als ihr Bestand mit diesem Zeitpunkt seinen endgültigen Abschluß erreichte. Später wurden durch unglückliche Zufälle die Bestände seiner Büchersammlung auseinandergerissen; heute befindet sich ein Teil davon dank der Freigebigkeit des Kaufmanns Karl Helmke in der Hamburger Stadtbibliothek, ein anderer Teil dank der Hochherzigkeit der Freiherren Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm in Weimar im Goethe-Schiller-Archiv. Durch Ortlepps liebevolle,

von aufopferndem Fleiße zeugende Arbeit ist der Schillerforschung jedenfalls neue Anregung geworden.

#### ESKIMOLITERATUR.

Vor kurzer Zeit ist ein Buch aus der Feder des grönländischen Geistlichen Matthias Storch erschienen, das den Titel „Singnagtugaa“ oder zu deutsch „Der Traum“ trägt. Dieses Buch ist die erste selbständige literarische Schöpfung in der Eskimosprache, und es beginnt also mit ihm die Geschichte einer neuen Literatur, der grönländischen Eskimoliteratur. Bisher gab es in der Eskimosprache nur Übersetzungen, hauptsächlich solche der Bibel, von Liedern und Predigten, sowie von den Stücken, aus denen sich die Schulbücher der Eskimojugend zusammensetzen. Die grönländischen Eskimos sind sehr lern- und wissbegierig, und es ist unter ihnen in jüngster Zeit ein entschiedenes Kulturinteresse wahrzunehmen. In Sodthaab lebt z. B. ein junger Grönländer von hoher musikalischer Begabung, dessen Tonschöpfungen voraussichtlich demnächst in Kopenhagen zur Aufführung gelangen werden, und es gibt dort auch einen vielversprechenden jungen Maler, der in der dänischen Hauptstadt seine fernere Ausbildung erhalten dürfte. Die grönländische Zeitung „Atuagadliutit“\*) sowie die 1909 gestiftete grönländische literarische Gesellschaft haben gleichfalls zur Entwicklung der grönländischen Eskimos und ihrer Kulturinteressen beigetragen.

Matthias Storch ist ein Eskimo aus Nordgrönland, der Sohn eines Seehundsfängers, der in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen ist, jedoch bald nach seiner Einsegnung durch seine Begabung die Aufmerksamkeit eines Geistlichen auf sich zog. Er empfing nun eine sorgfältige Schulausbildung, studierte dann in Kopenhagen und ist jetzt ordiniert Geistlicher für seine Landsleute. Sein Buch ist merkwürdig genug. Es ist nach einem Berichte des Grönlandforschers Knud Rasmussen in erster Linie eine Kampfschrift, die frei von allem Autoritätsglauben heftig gegen die Mißstände zu Felde zieht, die Storch im Leben seiner grönländischen Heimat wahrzunehmen glaubt. Zugleich aber enthält Storchs Buch auch eine Reihe von Schilderungen von Land und Leuten, von Sitten und Lebensgewohnheiten, die von besonderem Reize und Werte sind. Der darin geschilderte Eskimojüngling von nachdenk-

\*) Es sei hier auf den fesselnden Aufsatz von Dr. Hans Freiherr v. Jaden, „Grönländische Druckwerke“ (Deutscher Bibliophilen-Kalender f. d. Jahr 1914, II. Jahrgang, S. 114—116) verwiesen, in dem näherer Aufschluß über diese Zeitschrift und dessen Verfasser Arkaluk (Lars Möller) gegeben wird. D. Hgb.

lichem und etwas schwerem Temperamente ist wohl als ein dichterisches Spiegelbild des Verfassers selbst zu betrachten. Wie sich Storch die Entwicklung seines Volkes und seiner Heimat vorstellt, schildert er in einem Traum aus dem Jahre 2105, den der Held der Erzählung erlebt. Im wesentlichen kann man sein Ideal durch die Formel bezeichnen: „Grönland für die Grönländer!“ Die eingeborenen Eskimos sind nach Storch im Jahre 2105 selbst die Kaufleute und Beamten des Landes geworden, eine wohlhabende Fischerbevölkerung und in Verbindung damit eine rege Küstenschiffahrt hat sich entwickelt, und der Seehundsfang hat sich in die nördlichsten Gebiete Grönlands zurückgezogen.

#### Wie die Lederhose auf die „Bugra“ kam.

Das hätte sie sich auch nicht träumen lassen, als sie in Graz so vergnügt an der Stange hing! Es war eine prächtige schwarze Lederhose mit grüner Verzierung, die Nähte zogen schöne gelbe Streifen durch die Eintönigkeit der schwarzen Farbe. Ich stand bewundernd vor dem Meisterstück, und ich wußte auch sofort, daß ich sie kaufen würde. Ich habe, plaudert Frau E. von Kutínský in der „Tägl. Rdsch.“, drei Jungen, einer immer wilder als der andere, aber der jüngste ist doch der tollste, und ich kenne ihn nicht ohne Loch in der Hose. Das sollte nun mit einem Schlage anders werden, die Lederhose war entschieden für ihn gewachsen. Ich erstand also das Juwel für achtzehn Kronen — ich freute mich, mehr wahrscheinlich als der Empfänger sich freuen würde, der für Schokolade größeres Verständnis hatte.

Als ich von meiner Reise zurückkam und der große, von den drei Helden so sehnsüchtig erwartete Moment des Kofferauspäckens gekommen war, da zog ich mit großer Befriedigung die Lederhose aus den geheimnisvollen Tiefen des „Mädler's" und überreichte sie dem sichtlich enttäuschten Jüngsten. Ich hatte aber doch, um sein kleines Herz nicht allzu sehr zu kränken, in die Taschen der Hose allerlei gesteckt, was ihm wirklich Spaß machte. Der Jubel war denn auch dementsprechend groß.

Leider konnte ich es aber doch nicht unterlassen, dem Hofenfeind freundlich zuzurufen: „Die Lederhose wirst du ja wohl nicht kaput kriegen.“ — Man soll nichts berufen! Acht Tage später kommt mein Sprößling zu mir, beide Hände auf die Hosen gepreßt, und zwar auf die Stelle, die die gütige Natur extra dazu ausersehen hat, um als wirksame Zielscheibe für unerzogene Jungen zu dienen. Er sieht mich ein bißchen verlegen und doch wieder stolz an, und dann stottert er: „Ich habe sie doch durchgekriegt!“ Verständnislos frage ich: „Was denn, wo denn? — Die Hof', die Lederhof'!“ Er dreht sich blitzschnell

um, und da sind zwei Kreisrunde Löcher, durch die ein durchgeschauertes Hemd und sogar Fleischtöne hervorleuchten. In ehrlicher Entrüstung beschimpfe ich den Sünder. — „Wie hast du denn das gemacht?“ — „Ach, es war gar nicht so schwer,“ erwiderte er fast voll Stolz, „ich stellte mich gegen einen Schleiffstein, und mein Freund, der Fritz, drehte so lange, bis sie durch war.“

Ich versuchte den Dandalen auf das Sündhafte seines Vergehens aufmerksam zu machen. Er sollte die Ventilationshose nun so tragen. Diese Strafe schien mir äußerst wirkungsvoll und gerecht; ich hoffte auf starken Kummer, aber ich hatte wenig Erfolg. Ich hörte ihn später sehr vergnügt in seinem Zimmer singen: „Die Männer sind alle Verbrecher, ihr Herz ist ein finsternes Loch.“ — Das Unglückstier lag nun vor mir und grinste mich mit seinen zwei Mäulern gehässig an. Da durchzuckte mich eine Idee. Wozu war ich Buchbinderin? Die Lederhose sollte zu Ehren kommen. Das gab ja einen außerordentlich charakteristischen und passenden Einband für einen Roman von Rosegger. — Gedacht, getan. Am anderen Morgen wanderte ich mit der Lederhose — d. h. ich hatte sie nicht an, sondern in Papier gepackt — zu meiner Werkstatt.

Es gab ein tolles Hallo, als ich sie auspackte, aber schließlich hatte meine Meisterin Verständnis für meine Idee. — So entstand denn ein Einband, der sogar famos aussieht und den wir mit vielen anderen edlen Einbänden auf die „Bugra“ schickten.

Zurückgewiesen wurde das Buch nicht, und das spricht für ein Komitee, das Geschmack hat.

So trohnte die Lederhose auf der Bugra, träumte von Graz und dem Schleiffstein und freute sich, daß sie durch die Frechheit meines Jungen all die Köstlichkeiten der „Bugra“ zu sehen kriegt . . .

#### Die Überlegenheit der deutschen Schrift.

Zu der Frage des Gebrauchs der deutschen oder lateinischen Schreibschrift veröffentlichte Prof. Dr. Fritz Kern, ordentlicher Professor an der Frankfurter Universität, neue Ergebnisse über den Lesewert der beiden Schriften. Frühere Forschungen an erwachsenen Versuchspersonen hatten ergeben, daß man, um eine Zeile zu lesen, bei Deutschschrift im Durchschnitt 8,17, bei Lateinschrift aber 10,11 Augenbewegungen machen müsse. Die Deutschschrift schon also die Kraft der Augenmuskeln um 25 v. H. Der Grund dafür liegt in der schärfern Charakteristik der deutschen Buchstaben, die es ermöglicht, einen größeren Abschnitt der Zeile auf einmal aufzufassen. Dagegen er-

fordert das Lesen der einzelnen Zeilen in deutscher Schrift im Mittel 18,06, das der Lateinschrift aber nur 15,78 Zeiteinheiten.

Freilich werden diese Ergebnisse, wie Kern in der „Umschau“ berichtet, durch die neueren Ergebnisse von Lobstien wieder dadurch hinfällig, daß die deutsche Druckschrift wegen ihres enger laufenden Schnittes regelmäßig mindestens 10 v. H. mehr Schriftsatz auf einer Zeile enthält als die lateinische. Was also der Leser einer Zeile an Zeit gewinnt, verliert er beim ganzen Schriftstück wieder, indem er eben um so viel mehr Zeilen lesen muß. Nun stellen aber sowohl das Auge wie der aufnehmende Verstand des Menschen beim Lesen noch weit wichtigere Anforderungen als das Zeitmaß. Einmal will man in der Regel gerade so schnell lesen als die geistige Aufnahme und Verarbeitung des Gelesenen fordert, zum andernmal muß das Auge so wenig wie möglich ermüdet werden. Bei der Deutschrift hat nun das Auge um 25 v. H. weniger Bewegungen zu machen. Das würde schon für sich allein einen recht erheblichen Gewinn der deutschen Schrift für die Bewahrung der Augenkraft bedeuten. Hinzu kommt noch, daß in derselben Zeit, in der das Auge 100 Frakturzeilen liest, also 817 Augenruße vollzieht, 112 Antiquazeilen, also 1132 Augenruße bewältigt werden müssen, wenn der Rhythmus des Lesens sich dem des geistigen Verständnisses anpassen soll.

Die beste Schrift wäre nach Kerns Meinung allerdings eine Bilderschrift, wenn sie nicht infolge der Menge unserer Begriffe zu zahlreich und zu schwierig würde. Unter den Buchstabenschriften verdient daher diejenige den Vorzug, die am bildhaftesten wirkt und am wenigsten materiell-physiologische Arbeit vor die seelische Arbeit der Apperzeption setzt. Die Lobstienschen Forschungen haben jedenfalls einen neuen Beweis für die gewaltige physiologische Überlegenheit der deutschen Schrift gebracht.

#### Spinozas Bibliothek.

In dem kleinen bescheidenen Häuschen, einem Hintergäßchen in Rynsburg bei Leiden, wo Spinoza in friedlicher Abgeschiedenheit und ländlicher Stille von 1661 bis 1663 gewohnt hat, ist seit 1899 ein kleines Museum eingerichtet, das außer Werken von und über ihn die Bibliothek des großen Philosophen zum größten Teile beherbergt. Der Verein „Het Spinozahuis“, dem Haus und Sammlungen gehören, hat jetzt einen sorgfältig bearbeiteten Katalog dieser Sammlung herausgegeben, über den M. D. Henkel in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ einen interessanten Bericht brachte.

Die Bücher, die im Spinozahause vereinigt sind, sind nicht die Exemplare,

die er selbst benützt hat, denn seine Bibliothek wurde nach seinem Tode im Jahre 1679 öffentlich versteigert und so in alle vier Winde zerstreut. Glücklicherweise hat sich aber das von Notar Willem van den Hove für die Versteigerung aufgestellte Bücherverzeichnis erhalten, das 1888 veröffentlicht worden ist, und aus den Angaben dieses Verzeichnisses hat man den Bücherbesitz Spinozas wenigstens in den meisten Fällen rekonstruieren können. So ist seine Bibliothek bis auf 26 Nummern in dem Spinozahause wieder hergestellt worden. Sie zählte im ganzen 159 Werke, war also nicht besonders stattlich. Die Werke seines unmittelbaren Vorgängers Descartes besaß er in verschiedenen Ausgaben, ferner eine lateinische Übersetzung des Aristoteles, einige damals gebräuchliche Handbücher der Logik, sowie weitere Schriften philosophischen Charakters von Epiktet, Seneca und Petrarca. Einen großen Platz nahm in Spinozas Bibliothek die theologische Literatur ein, auch verschiedene Werke der jüdisch-talmudischen Literatur besaß er. Der Zahl nach folgen dann sprachwissenschaftliche Schriften, im ganzen 22, worunter acht Wörterbücher. Außer lateinischen Werken besaß Spinoza hebräische, syrische, spanische, italienische, französische, holländische und griechische. Wollte er zu Dichtern greifen, so fand er in seiner Bibliothek außer dem Homer auch den Virgil, Ovid, Martial, Plautus und Seneca; die zeitgenössische holländische Literatur, die gerade in Spinozas Tagen ihre schönsten Blüten trug, fehlt völlig, dafür finden sich einige spanische Schriftsteller, u. a. die Novellen des Cervantes. Bezeichnend für die moderne Richtung in Spinozas Denken ist das Interesse, das er auf dem Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaften dem Neuen zuwandte. Im ganzen besaß er 43 Werke, die sich auf Mathematik und Naturwissenschaft beziehen, während den Geisteswissenschaften 89 Werke seiner Bibliothek angehörten.

Deutschgeschriebene Werke fehlen in seiner Sammlung vollständig; ein kleines Werkchen hat auch auf Deutschland Bezug, nämlich des gelehrten Heidelberger Professors Fabricius' „Geschichte und Beschreibung von Mannheim und Kaiserslautern“, die 1646 in Heidelberg erschienen war. Was dieses Büchelchen von rein örtlichem Interesse bei Spinoza zu schaffen hatte, ist nicht recht erkennbar. Vielleicht hatte er es gekauft oder geschickt bekommen, als ihm der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz 1673 eine Professur der Philosophie in Heidelberg anbieten ließ. Die Anfrage, die Fabricius damals im Auftrage des Kurfürsten an Spinoza richtete und dessen Ablehnungsschreiben haben sich bekanntlich im Nachlaß des Philosophen vorgefunden und sind in den Ausgaben seines Briefwechsels abgedruckt.

### Die deutsche Bibliographie.

Auf der Hauptversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig ist beschlossen worden, die bisher von der Buchhandlung J. C. Hinrichs in Leipzig herausgegebenen Bibliographien für 300000 Mark anzukaufen und im eigenen Verlage fortzuführen. Es handelt sich dabei um eine ganze Reihe von Unternehmungen, zum Teil von ehrwürdigen Alter, die für jeden Buchhändler und Bibliothekar, wie für alle, die irgendwie bibliographische Arbeiten auf dem Gebiete der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften aller Gattungen vorzunehmen haben, das unentbehrliche Handwerkszeug bilden. Von Hinrichs' Halbjahrs-Katalog liegt bereits die 233. Fortsetzung, das erste Halbjahr von 1915 umfassend, vor. Der erste Band, mit den Schriften von 1797 einsetzend, erschien 1798. Das Wöchentliche Verzeichnis, das auch die vorbereiteten Neuigkeiten verzeichnet, erscheint seit 1842, ein Vierteljahrskatalog seit 1846. Endlich übernahm der Verlag noch den von Albr. Kirchhoff mit dem Jahre 1851 begonnenen Fünffahr-Katalog, von dem zuletzt ein Dreijahrsband (1910—1912) herauskam. Noch vor zwei Jahren erfuhren die dem Halbjahrs-Katalog beigegebenen Schlagwort-Register eine durchgreifende Veränderung und Verbesserung dadurch, daß unter jedem Stichwort statt der bloßen Hinweise auf den eigentlichen Katalog die zugehörigen Büchertitel selbst mit Verleger und Preis angegeben wurden. Hinrichs bearbeitete ferner für das Börsenblatt des deutschen Buchhandels die tägliche Übersicht der Neuerscheinungen und Ankündigungen auf Grund der von den Verlegern gelieferten Angaben. — Mit seinem Mehrjahrs-Katalog stand nun Hinrichs weder als der erste noch als der einzige auf dem Plan. Schon seit 1812 besaßen wir das Allgemeine Bücher-Lexikon von Heinsius, das die Literatur von 1700 an verzeichnete und mit dem 19. Bande (1889 bis 1892) einging. Daneben erschien seit 1834 bei Weigel, später bei Tauchnitz in Leipzig Kayfers Vollständiges Bücher-Lexikon, mit 1750 einsetzend, neuerdings vierjährige Zeiträume umfassend, seit 1891—1894 mit Schlagwort-Registern. Nur in Form des Schlagwort-Katalogs ordneten Georg und Ost, mit dem Jahre 1883 beginnend, die Büchertitel, gaben aber ihr Unternehmen mit dem 7. Bande, der bis Ende 1912 reicht, auf. So bestanden jetzt von Mehrjahrs-Katalogen nur noch der vierjährige Kayser und der zuletzt dreijährige Hinrichs, der sich von jenem durch gekürzte Wiedergabe der Titel unterschied, aber für sich den Anspruch quellenmäßiger Arbeit erhob und sogar in einer Klage behauptete, von jenem widerrechtlich ausgebeutet zu werden. Den Anlaß, diesem unerfreulichen Verhältnis ein Ende zu machen, gab die

Begründung der Deutschen Bücherei in Leipzig. Sie hat satzungsgemäß die gesamte vom 1. Januar 1913 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlands und die deutsche Literatur des Auslands zu sammeln und nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu verzeichnen. Da nun durch das einmütige Zusammengehen der Verlagsbuchhändler der vollständige Eingang des Bücherstoffes ziemlich gesichert ist, so ist damit für eine ganz lückenlose deutsche Bibliographie eine Grundlage gegeben, die vom Börsenverein ausgenutzt werden soll. Im Zusammenhang damit haben schon seit längerer Zeit Verhandlungen und, man darf wohl sagen, Kämpfe stattgefunden, die auch nach außen hin zum Ausdruck kamen. So zeigte kürzlich der Börsenverein an, daß in seinem Verlage die Fortsetzung des Kayser'schen Lexikons, bearbeitet von seiner Bibliographischen Abteilung, im Laufe dieses Jahres erscheinen werde, während gleichzeitig Hinrichs das künftige Forterscheinen seines Mehrjahrs-Lexikons ankündigte. Das letztere wird aber nunmehr nach dem eingangs erwähnten Beschlusse eingehen. Seine Vorzüge werden voraussichtlich in dem neuen „Kayser“ erhalten bleiben. Er soll nach der Ankündigung des Börsenvereins neben den täglichen bibliographischen Mitteilungen des Börsenblattes die Einrichtungen der Deutschen Bücherei verwerten, wodurch eine erheblich größere Vollständigkeit erzielt sein soll. Die obenerwähnte Hinrichs'sche Reform des Schlagwort-Registers ist, wie das versandte Probeblatt des neuen Lexikons zeigt, von gutem Einfluß gewesen. Als Vorzug wird noch gerühmt, daß das Werk in Fraktur und Antiqua gedruckt wird, entsprechend der Schriftart der verzeichneten Bücher. Zu begrüßen ist jedenfalls, daß fortan nicht mehr in bedauerlicher Energie- und Geldvergeudung derselbe Stoff in wesentlich derselben Weise an zwei Stellen bearbeitet wird. Und auch ohne den bisherigen unwirtschaftlichen Wettbewerb wird die Deutsche Buchhändler-Bibliographie ihren wohlverdienten Ruf behaupten, die beste der Welt zu sein.

#### Das Weihnachtsbuch in der Geschichte der Wissenschaft.

Das Buch als Weihnachtsgeschenk spielt eine, wenn auch nicht registrierte, so doch weitgehende Rolle auch in der Geschichte der Wissenschaft. Aus den Lebensbeschreibungen wissenschaftlicher und technischer Heroen wissen wir zur Genüge, daß oftmals populär-wissenschaftliche Schriften und Werke von heute vergessenen Verfassern in jugendlichen Menschen den Geniefunken entzündeten. Solche Zeugnisse besitzen wir zum Beispiel von Faraday und Rowland Hill, wir sind aber auch in der glücklichen Lage, den Nachweis führen zu können, daß ein Weihnachtsgeschenk, ein Weihnachtsbuch, eine entscheidende Rolle

auch bei der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft spielte. Gewährsmann dafür ist der Entdecker selbst, Robert Mayer, der in den Bruchstücken zu einer Autobiographie diesen sinnigen Zusammenhang zwischen Weihnachtsgeschenk und Geistesblitz darlegt. Der Kleine, erst zehnjährige Robert Mayer hatte von seinem Vater mehrere Bände des „Physikalischen Jugendfreundes“ von J. H. M. Poppe erhalten, der vor rund hundert Jahren zu erscheinen begann. Der Kleine Robert machte sich eifrig daran, nach Anleitung des „Jugendfreundes“ sich Wasserräder zu bauen und im nahen Bache zu probieren, ob nicht durch richtige Verbindung von Kammrädern und archimedischen Schrauben sich ein Perpetuum mobile herstellen ließe. Hierbei wurde der Knabe von älteren Personen darauf aufmerksam gemacht, daß sich mechanische Arbeit nicht aus nichts erzeugen lasse, und auf dieses eindrucksvolle Jugenderlebnis führte später der weltberühmte Forscher als auf den ersten Ausgangspunkt des Nachdenkens die Glanztat seines Lebens zurück, die Neubegründung der Physik.

Vor mehreren Jahren hielt der bekannte Kulturhistoriker Eduard Hahn in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag über ein seit fünf Jahrzehnten im Buchhandel befindliches Jugendbuch „Kulaman“ (von Dr. Weinland verfaßt), und betonte bei dieser Gelegenheit, daß die wissenschaftlichen Anschauungen, die dieser heute noch beliebten Jugendschrift zugrunde lägen, im großen und ganzen von der prähistorischen Forschung immer mehr bestätigt worden seien. Es handelt sich um eine vorgeschichtliche Erzählung, die die Ausbreitung oder das Erscheinen der Kelten in Deutschland und das Zurückweichen einer nichtarischen Urbevölkerung zum Gegenstande hat. Von verschiedenen wissenschaftlichen Schriftstellern, abgesehen vom obenerwähnten Zeugnis des Professors Hahn, haben wir das Bekenntnis, daß sie wesentlich durch dieses Jugendbuch in ihre spezifische Forschertätigkeit geleitet worden sind.

#### Psychologie der Druckschrift.

In seinem neuen Werk „Grundzüge der Psychotechnik“ (bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienen) bespricht Prof. Hugo Münsterberg auch die Frage der Druckschrift, mit der sich die experimentelle Psychologie viel beschäftigt hat. Die leichte Lesbarkeit der Drucktype, die empfehlenswerte Länge der Druckzeile, der freie Raum zwischen den Buchstaben und zwischen den Zeilen und vieles Ähnliche haben sich auch dem psychotechnischen Laboratoriumsversuche ganz natürlich dargeboten. Mit einfachen Vorrichtungen ließ sich die Zeit messen, in der ein Wort in verschiedener Druckform erkannt

wird, oder die Zahl der Fehler bestimmen, die sich einstellen, wenn eine Reihe von Worten bei sehr kurzer Belichtungszeit gelesen werden soll. Die Versuche haben deutlich erwiesen, daß die Ermüdung beim Lesen um so größer ist, je kleiner die Buchstaben sind. Es scheint, daß die kleinen Buchstaben nicht unter  $1\frac{1}{2}$  Millimeter sein dürfen, wenn Ermüdung beim Lesen vermieden werden soll. Alle Versuche drängen darauf hin, die Druckzeile möglichst kurz zu gestalten. Unter psychologischem Gesichtspunkte sind Bücher, deren Zeilen länger als 90 Millimeter sind, für gewöhnliche Lektüre zu verurteilen; für die schnelle Zeitungslektüre sind noch erheblich kürzere Spaltenzeilen erwünscht. Bei langen Zeilen drängt sich auch ohne besondere psychologische Untersuchung die Schwierigkeit auf, den Anfang der neuen Zeile schnell und sicher zu finden; die dadurch notwendige Aufmerksamkeitsspannung muß den geistigen Leseprozess beeinträchtigen. Außerdem aber verlangt eine lange Zeile, wenn wir nicht etwa das Buch selbst oder den Kopf fortwährend bewegen wollen, unsymmetrische Anpassungsanspannungen der beiden Augen, wodurch eine neue Quelle der Anstrengung und Ermüdung gegeben ist. Dazu kommt aber vor allem, daß wir nicht in gleichmäßiger glatter Bewegung das Auge von einem Endpunkte der Zeile zum andern führen, sondern sprunghaft von einem Ruhepunkte zum andern übergehen; und nun hat sich erwiesen, daß das Auge nicht etwa auf den Endpunkten der Zeile ruht, sondern Hauptruhepunkte gerade ziemlich weit vom Anfang und vom Ende der Zeile findet. Diese Anfangs- und Endentfernungen sind nun von der Länge der Zeile unabhängig, so daß der Bruchteil der Zeile, der in diesen beiden Endlagen gelesen wird, größer ist, wenn die Zeile selbst kürzer ist. Schließlich ist noch von Belang, daß die Zeile von mäßiger Länge die Herausbildung eines regelmäßigen Rhythmus für die Augenbewegung begünstigt. Was die Form der Druckbuchstaben angeht, so haben die psychologischen Versuche unzweifelhaft bewiesen, daß eine gutgeschchnittene deutsche Form dem Geübten leichter lesbar ist, als eine römische.

#### Ein Pseudonym Hans v. Bülow's.

Im Jahre 1863 erschien die Komposition zum Bundeslied des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ (Text von Herwegh). Als Komponist zeichnete W. Solinger. Das Lied wurde häufig in Lassalles Berliner Wohnung gesungen und von Hans v. Bülow, seinem intimen Freund, am Klavier begleitet. Wie nun A. N. Harzen-Müller in der „Musik“ nachweist, ist W. Solinger ein Pseudonym für — Hans von Bülow. Als Adliger und königlicher Hofpianist hielt er es für erwünscht und notwendig, bei den sozialpolitischen

Tendenzliedern seine Autorschaft ganz geheimzuhalten, was ihm auch trefflich gelungen ist. Unter dem Namen W. Solinger veröffentlichte Bülow noch zwei weitere Kompositionen; die eine, „Die große Firma“ betitelt, widmete er dem Andenken Ferdinand Lassalles, die andere ist eine Klaviertranskription der Todeszene der Skavin-Königin Selika in der Meyerbeerschen Oper „Die Afrikanerin“. Weshalb Bülow auch für diese Arbeit das Pseudonym gebrauchte, ist nicht recht ersichtlich.

#### Ein königlicher Vorläufer Gutenbergs in Korea.

Die neuesten Erforschungen der koreanischen Geschichte haben das sehr interessante Ergebnis gezeitigt, daß Gutenberg im fernen Osten Asiens einen königlichen Vorgänger hatte, der schon ein halbes Jahrhundert früher — die Erfindung des Typendruckes ist in Deutschland um 1450 angesetzt — den Druck mit beweglichen Metallettern erfand und durch ein Dekret allgemein einführte. Der Druck ganzer Seiten von gestochenen Holzplatten war bekanntlich schon längst in China und den Ländern mit chinesischer Kultur (Japan, Korea) bekannt — das berühmteste Erzeugnis dieser Pressen ist der Druck des buddhistischen Religionsbuches „Tripitaka“ in etwa 1500 Bänden unter Kaiser Songtjong (982—997), von dem sich ein Exemplar in der kaiserlichen Bibliothek zu Tokio befindet —, aber der Fortschritt zu beweglichen und sogleich aus Metall gegossenen Lettern ist die ureigene Empfindung des koreanischen Imperators Thaitjong, der von 1400—1419 regierte.

Nach den Forschungen des Paters Andreas Eckard zu Seoul, die er in einem der letzten Hefte des „Geist des Ostens“ abschließt, erließ der offenbar geistig hochbedeutende Kaiser im dritten Jahre seiner Regierung folgende, im 242. Kapitel der großen koreanischen Enzyklopädie „Mun hun hi ko“ aufbewahrte Proklamation: „Für die Regierung des Landes sind Bücher unbedingt von großem Vorteil. Unser Ostreich liegt außerhalb des Meeres, und nur selten gelangen Bücher aus dem Reich der Mitte zu uns; die Holzplatten aber nützen sich leicht ab, und es ist schwer, für alle Bücher unter dem Himmel Holzplatten zu schneiden. Darum ist es Unser Wille und Befehl, daß man aus Kupfer Lettern verfertige und jegliches Buch drucke, damit auf diese Weise die literarische Kenntnis möglichst weite Verbreitung finde zum unermesslichen Nutzen aller. Wir wollen aber nicht, daß dem Volke hierfür eigene Steuern auferlegt werden, und geben darum das Geld hierzu aus Unserem Schatze . . .“ Da fing man an, erzählte der interessante Bericht weiter, Lettern zu verfertigen, und innerhalb weniger Monate waren einige

hunderttausend Typen fertig. „Der große und berühmte Literat Kuon-Kun feierte diese Erfindung in einer Lobschrift.“ Von diesem ersten Gusse sind noch viele tausende Lettern vorhanden; eine Serie von 20 Stück wurde durch Vermittlung des deutschen Konsuls Dr. Krüger in Seoul dem deutschen Schriftmuseum zu Leipzig überwiesen.

Von der Kompliziertheit dieser Druckschrift macht man sich einen Begriff, wenn man weiß, daß die chinesisch-koreanische Schrift eine Wort- oder Silbenschrift ist, die mehrere tausend Charaktere umfaßt; es war deshalb eine zweite Kulturthat von großer Tragweite, daß der Nachfolger Thai-tjongs, König Setjong, zur Vereinfachung des Druckes eine eigene koreanische Buchstabenschrift erdachte. Aber die Glanzzeit dieser koreanischen Kultur ging schnell zu Ende, und so erfuhr das Abendland erst ein halbes Jahrtausend später die geniale Erfindung des königlichen Rivalen und Vorgängers Gutenbergs im geheimnisvollen „Land der Morgenruhe“.

#### Türkische Inkunabeln.

Die enge Waffenbrüderschaft zwischen Deutschland und dem osmanischen Reiche hat die deutschen Büchersammler veranlaßt, an Stelle der englischen und französischen Luxusausgaben den osmanischen Wiegendruck nachzuspüren, die bis vor kurzem nur einem kleinen Kreise zünftiger Orientalisten bekannt waren. In keinem Kulturstaat der Welt ist die Buchdruckerkunst so spät eingeführt worden als in der Türkei. Einestheils fürchteten die Sultane, es möchte auf diesem Wege gegen ihren Thron gestürmt werden, dann aber war es die Geistlichkeit, die jede Aufstellung einer Presse zu vereiteln wußte. Die jüdischen und griechischen Pressen arbeiteten im geheimen. Die Geistlichkeit besaß nämlich das Privilegium des Bücherabschreibens und zog hohe Einkünfte aus diesem Gewerbe, mit dem sich alle Klöster befaßten.

Der Einfluß war so stark, daß Sultan Achmed III., der 1726 die erste Presse errichtete, ihm Rechnung tragen und das Drucken des Koran und seiner Kommentare sowie der kanonischen und juridischen Werke verbieten mußte. Das Drucken ging sehr langsam vor sich, denn bis 1743 waren erst 17 Werke in 22 Bänden erschienen. 1747 wurde die Presse geschlossen und erst 1755 bei der Thronbesteigung Osmans III. in neuer Form eröffnet. Die Druckerei hatte zwei Direktoren, von denen der eine ein zum Islam übergetretener Ungar, namens Ibrahim Efendi, der andere ein Italiener war. Die größte Schwierigkeit bestand in dem Mangel an tüchtigen Setzern. Ebenso fehlte es an guten Typen, die sämtlich in Venedig gegossen werden mußten, wo schon hundert Jahre

früher orientalische Drucke hergestellt worden waren. Auch das Papier mußte zuerst aus Venedig bezogen werden; dann kam es eine Zeitlang aus Leiden, bis später eine Mühle in Hunlyar Iskelessi im Tal der süßen Wasser eröffnet wurde.

Die ersten Bücher der Konstantinopeler Presse waren Wörterbücher der türkischen und persischen Sprache; in dieser Druckerei wurde auch ein Kuriosum hergestellt, das heute zu den größten Seltenheiten des Buchmarktes zählt: die türkische Grammatik in französischer Sprache, ein Band in 4<sup>o</sup>, der 1728 erschien, und dem Kardinal Fleury von dem deutschen Jesuiten Holdermann gewidmet war. . . . Von sonstigen Erzeugnissen der Presse sind noch die „See-Kriege des Osmanen von Mustapha Hadsehi Khalifeh“ und „Die Kriege Bosniens gegen Österreich von Omar Efendi“ erwähnenswert. Alle diese Bücher sind sehr selten. Sie wurden in einer Auflage von je 300 Exemplaren hergestellt, die noch heute im Orient eine Auflage gegenüber den 1000 Nummern in Europa bilden. Die Bücher waren schon damals nicht billig, da kein Exemplar ohne den Stempel des Steuererhebers verkauft werden durfte, der von je 40 Seiten eine Abgabe von einem Asper (nach heutiger Währung etwa 20 Pfennig) erhob. Viele dieser Wiegendrucke befinden sich in England, wo man sich mit der osmanischen Geisteswelt schon befaßte, als die Türkei in Deutschland noch das sagenhaft ferne Traumland der Tausendundeine Nächte war.

#### Ein seltsamer Druckfehler

prangte nach der Köln. Ztg. gleichmäßig in einer Anzahl von Blättern, die einen „Kriegsbrief aus dem Westen“ veröffentlichen; ein Fehler, der allerdings nicht dem Drucker, auch nicht dem Verfasser, sondern offenbar einem vervielfältigenden Abschreiber zur Last fällt. Im Jahre 1870 sangen die Flamen zum Preise der deutschen Siege ein Lied, das eine Stelle enthält, die wörtlich übersetzt lauten würde: „Und kehrt ihr, o Brüder, wieder mit Lorbeeren ums flatternde Tuch, so knien wir neben euch nieder und schreiben's mit goldener Feder auch in unser Schicksalsbuch.“ Diese Stelle ist in dem Bericht abgedruckt, aber im flämischen Wortlaut, von dem man voraussetzte, daß der deutsche Leser ihn schon verstehen würde. Da liest man denn als dritte Zeile: 200 knielen wij nevens u neder usw. Auffallend, warum sind es gerade 200 Flamen, die da neben den deutschen Stammesbrüdern niederknien? Beschwören wir die Handschrift des Verfassers herauf, so tritt uns des Rätsels Lösung vor Augen. Er hat geschrieben: zoo knielen wij usw.; aus diesem zoo (deutsch: so) hat der Abschreiber 200 herausgelesen. Und so kommt es, daß genau 200 kniende Flamen durch deutsche Zeitungen spazierten.

### Verarbeitung von gedrucktem Papier.

Es ist bekannt, daß wir das Holz, also etwa zwei Drittel der Rohstoffe zur Papierherstellung, zum größten Teile aus dem Ausland bekommen. Schon lange werden alte Abfälle und altes Papier durch Zerfasern mechanisch in Faserbrei verwandelt und dieser wieder zu Packpapier und Pappe verarbeitet. Auf welche Weise nun können wir beschriebenes und bedrucktes Papier, das bisher nur zu minderwertigen dunkelfarbenen Papieren verarbeitet wurde, durch Entfernung der Schrift- und Druckzeichen, für besseres Papier nutzbar machen? Ein direktes Abwaschen der Druckerchwärze würde das Druckpapier — zum Teil wenigstens — auflösen. Einige Anregungen zu diesem Thema gibt O. Albertus in der „Umschau“. Nicht durchzuführen ist ein an sich origineller Versuch: Druckerchwärze, deren wesentlicher Bestandteil Ruß (also Kohlenstoff) ist, durch bleichbare Druckfarben zu ersetzen, und diese dann durch Chlor oder andere Bleichmittel zu zerstören. Denn wir haben noch keine, durch Bleichmittel gründlich zerstörbare schwarze Farbe. Nun gibt es aber ein neues, billiges, technisch durchaus erprobtes Verfahren zum Entfernen der Druckerchwärze und zum Waschen der Papiere. Das zu reinigende Papier wird mit einer schwach alkalischen Lauge durchtränkt, die überflüssige Lauge von der Papiermasse zur Wiederverwendung abgepreßt und die Papiermasse endlich, unter allmählichem Zusetzen von Wasser, in einer Knetmaschine in einzelne Fasern zerlegt. Während die Druckerchwärze und all die Unreinlichkeiten von den Fasern sich hierbei loslösen, wird die an den Fasern noch haftende Farbbrühe dadurch getrennt, daß eine dünne Faserschicht auf einem endlos umlaufenden Metallsieb durch starke Wasserstrahlen ausgewaschen und ausgeschleudert wird.

### Cervantes = Jubiläum.

Spanien bereitet sich jetzt schon vor, im Jahre 1916 die 300jährige Wiederkehr des Todestages seines großen Nationaldichters Cervantes in würdiger Weise zu begehen. Der dafür gebildete Zentralausschuß hat folgende Beschlüsse gefaßt: eine Volksausgabe des Don Quixote in 10000 Exemplaren zu veröffentlichen und für die Jugend eine Auswahl in 100000 Exemplaren herauszugeben. Eine Luxusausgabe in vier Foliobänden mit 200 Illustrationen von Ricardo Martín soll in 125 Exemplaren erscheinen. Ein Preis wird ausgeschrieben für die Vertonung eines Hymnus auf Cervantes, drei weitere Preise werden für die drei besten Gemälde über Stoffe aus den Werken des Dichters verteilt. Im April 1916 wird eine Ausstellung von Werken über Cervantes

in der Madrider Nationalbibliothek stattfinden. Auch ein neues Monument zu Ehren des Dichters soll errichtet werden. Endlich will man eine große Anzahl von Goldstücken zu 25 Peseten prägen lassen, die das Bild von Cervantes tragen.

#### Eine interessante literarische Frage.

In den „Dresdner Nachrichten“ lesen wir: Die dreißigjährige Wiederkehr des Todestages Alfred Meißners, der am 29. Mai 1885 in Bregenz am Bodensee an den Folgen eines acht Tage vorher unternommenen Selbstmordversuches starb, rollte eine interessante urheberrechtliche Streitfrage auf. Dreißig Jahre nach dem Tode eines Autors läuft bekanntlich die gesetzliche Schutzfrist für seine Werke ab; sie können nach Ablauf des Jahres von jedermann frei nachgedruckt werden. Für diejenigen Werke, durch die der Dichtername Alfred Meißner dauernd der deutschen Literaturgeschichte einverleibt worden ist, in der er wohl vor allem als Sänger des „Zisfa“ fortleben wird, ist auch ohne Zweifel mit Ende dieses Jahres die Schutzfrist abgelaufen. Literaturhistoriker und Verleger können sich bereit halten, die genannte Dichtung, ebenso auch Alfred Meißners interessante Lebenserinnerungen, seine Erinnerungen an Heinrich Heine und noch mancherlei anderes in billigen Ausgaben einem größeren Leserkreise zuzuführen. Bei zahlreichen anderen Werken, die unter Meißners Namen erschienen sind, wäre ein solches Unternehmen mindestens gewagt. Man erinnert sich, daß Meißner als Opfer eines Erpressers in den Tod ging. Der nicht unbegabte Franz Hedrich, der lange Jahre mit Meißner befreundet gewesen war, hatte diesen überredet, seine, Hedrichs, Romane unter Meißners Namen erscheinen zu lassen, da sie so unter der Zugkraft von Meißners Berühmtheit mehr Erfolg hätten. Andere Romane, die unter Meißners Namen erschienen waren, hatten beide, Meißner und Hedrich, gemeinsam verfaßt. Später hat dann Hedrich, der ein notorischer Spieler und stets in Seldnöten war, weil er sein Vermögen in Monaco vergeudete, unter dem Vorgeben, er wolle diesen von Meißner nur aus Freundschaft gegen Hedrich begangenen Betrug veröffentlichen, Selder auf Selder von Meißner erpreßt und den Dichter so nach unsäglichen seelischen Leiden in den Selbstmord getrieben. Erwiesen ist zweifellos, daß die unter Meißners Namen erschienenen Romane „Zwischen Fürst und Volk“, „Sansara“, „Neuer Adel“, „Schwarzgelb“, „Die Kinder Roms“, „Die Prinzessin von Portugal“, „Norbert Norson“ von Franz Hedrich herrühren. Hedrich starb am 31. Oktober 1895 in Edinburgh, und somit würden die genannten Werke erst zehn Jahre

später druckreif werden, wenn das Gesetz auf dieses eigenartige Verhältnis Rücksicht zu nehmen hat, was immerhin zweifelhaft erscheint.

#### Dante-Illustrationen in alter Zeit.

In Florenz hat Graf L. Passerini einen Vortrag über die Illustrationen der Göttlichen Komödie in den Ausgaben des 15. und 16. Jahrhunderts gehalten. Er ging dabei von den bildlichen Darstellungen der ältesten Dante-Handschriften in der Nationalbibliothek zu Paris und in der Laurentiana von Florenz aus und wandte sich dann den Illustrationen der gedruckten Ausgaben des 15. und 16. Jahrhunderts zu. Besonders beschäftigte sich Graf Passerini mit den Zeichnungen Botticellis, deren Originale von der preussischen Regierung mit der Hamilton-Sammlung für das Berliner Kupferstich-Kabinett erworben wurden. Nach diesen führte Vaccio Baldini die berühmten Kupferstiche für die Florentiner Ausgabe von 1481 mit dem Kommentare Cristoforo Landinos aus, die aber infolge unüberwindlicher technischer Schwierigkeiten nicht alle in den Text hineingedruckt wurden, so daß die meisten Exemplare nur zwei enthalten, während die übrigen auf besonderen Papierstreifen abgezogen wurden und in die in der Ausgabe freigelassenen Stellen hineingelegt werden sollten. Da letzteres meistens versäumt wurde, sind die Abzüge zum größten Teil verloren gegangen. Graf Passerini wies nach, daß die Illustratoren der gedruckten Ausgaben sich der Darstellungen in Handschriften als Vorlagen bedienten, daß aber auch umgekehrt später Miniaturmaler Kupferstiche und Holzschnitte nachahmten. Er sprach über die bildlichen Darstellungen Zuccaros, die Corrado Riccis und über die Stradanos, die Guido Biagi in schönen Nachbildungen veröffentlichte. In den reizenden naiven Holzschnitten der Ausgaben des 15. und 16. Jahrhunderts, die von künstlerischem Standpunkte nicht ganz einwandfrei sind, will Passerini mehr bildliche Kommentare zum Text als wirkliche Kunstwerke erkennen. Er billigt es deshalb rückhaltlos, daß Olshki seine monumentale Dante-Ausgabe mit diesen, anstatt mit neuen Illustrationen ausstattete. Auch er ist der Ansicht, daß der Künstler, der Dantes Göttliche Komödie zu illustrieren hat, gleichzeitig selbst Dantist sein muß, wenn er den wahren Geist der Dichtung wiedergeben soll. Die Brescianer Ausgabe von 1487 mit 68 blattgroßen Holzschnitten, die Venezianer Ausgabe von 1491, die kleine Giunta-Ausgabe von 1506 mit einem reizenden Florentiner Holzschnitt zum 1. Gesange der Hölle und die Marcolini-Ausgabe von 1544 wurden von Passerini ganz besonders in künstlerischer und den Text erläuternder Hinsicht besprochen.



## Die deutschen bibliophilen Vereinigungen.

### Gesellschaft der Bibliophilen E. V. (Weimar).

Begründet am 1. Januar 1899.

Vorstand: Fedor von Zobeltitz in Berlin, erster Vorsitzender; Prof. Dr. Georg Witkowski in Leipzig, stellvertretender Vorsitzender; Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Sekretär; Hofrat Dr. Johannes Baensch-Drugulin in Leipzig; Oberbibliothekar Prof. Dr. Rudolf Ewald in Gotha; Dr. Rudolf Payer von Thurn, Bibliothekar der kaiserlichen Familien-Fideikommissbibliothek in Wien; Geh. Regierungsrat Dr. Paul Schwenke, erster Direktor der königlichen Bibliothek in Berlin; Ernst Schulte-Strathaus in München.

Das Sekretariat der Gesellschaft befindet sich in Weimar, Cranachstraße 38. Alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Sendungen und Geldanweisungen sind an die persönliche Adresse des Sekretärs, Herrn Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Cranachstraße 38, zu richten. Die Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft ist auf 900 beschränkt. Nach Erfüllung dieser Zahl können neue Mitglieder nur nach Maßgabe der durch Tod oder Ausscheiden frei werdenden Stellen eintreten. Zum Beitritt ist jede unbescholtene physische Person berechtigt, die von zwei Mitgliedern vorgeschlagen wird. Für die Aufnahme bedarf es der Genehmigung des Vorstandes. Vereine und Anstalten, Bibliotheken und ähnliche können als korporative Mitglieder aufgenommen werden. Der Jahresbeitrag beträgt bis auf weiteres zwölf Mark, das einmalige Eintrittsgeld sechs Mark. Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft beträgt fast stets die satzungsgemäße Zahl von 900 Mitgliedern.

### Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Begründet am 3. März 1912.

Vorstand: \*Hugo Thimig, Direktor des k. k. Hofburgtheaters, Wien, Vorsitzender; \*Hans Feigl, Schriftsteller, Wien, stellvertretender Vorsitzender; \*Dr. Alexander Ritter von Weilen, o. ö. Universitäts-

professor und Schriftsteller, Wien, Schriftführer; Dr. Hans Freiber von Jaden, Wien; Dr. Otto Kar Mascha, Wien; \*Dr. Rudolf Payer von Thurn, Kustos der kaiserlichen Familien-Fideikommissbibliothek, Wien; Engelbert Pernerstorfer, Schriftsteller, Vizepräsident des österr. Abgeordnetenhauses, Wien; Dr. Michael Maria Rabenlehner, k. k. Professor, Wien; Dr. Carl Schüddekopf, Professor, Weimar; Leopold Susanka, Wien, Schatzmeister.

Die mit \* bezeichneten Herren gehören dem literarischen Arbeitsausschusse an.

Die Leitung der Geschäfte liegt in den Händen des stellvertretenden Vorsitzenden Hans Feigl, Schriftsteller, Wien, IV/2, Johann Straußgasse 38, an den mit Ausnahme der Geldsendungen alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Anmeldungen usw. zu richten sind. Alle Geldsendungen sind an das k. k. Postsparkassenamt in Wien, Konto 132735 der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft. Die Mitglieder der Gesellschaft sind entweder Ehrenmitglieder, Stifter, Mitglieder auf Lebenszeit oder ordentliche Mitglieder. Die Anmeldung als Mitglied der Gesellschaft erfolgt durch mündliche oder schriftliche Anzeige an den zweiten Vorsitzenden. Über die definitive Aufnahme entscheidet der Vorstand mit zwei Drittel Mehrheit. Der Jahresbeitrag beträgt bis auf weiteres zehn Kronen, die einmalige Eintrittsgebühr fünf Kronen. Auch außerhalb Wiens Wohnhafte können Mitglieder der Gesellschaft werden. Die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft“ hat einen Stand von ungefähr 400 Mitgliedern.

\* \* \*

Beide Vereinigungen, sowohl die „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar) als auch die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft“, erfüllen vornehmlich ihren Zweck mit der jedes Jahr erfolgenden Herausgabe geschmackvoller Publikationen aus dem Gebiete der Bibliophilie, wie Handbücher, Bibliographien, Neudrucke usw., die ausschließlich an die Mitglieder unentgeltlich zur Verteilung gelangen und auf dem Wege des Buchhandels nicht zu beziehen sind, wobei die „Wiener Bibliophilen-Gesellschaft“ sich insbesondere die Pflege des deutsch-österreichischen Schrifttums angedeihen läßt, überdies auch Vorträge und gesellige Abende veranstaltet.

### Maximilian-Gesellschaft E. V. Berlin.

Segründet November 1912.

Vorstand: Landrat Dr. Walter von Brüning, Mitglied des Hauses der Abgeordneten, Stolp i. P., erster Vorsitzender; Geheimrat Regierungsrat Dr.

Paul Schwenke, Direktor der Königl. Bibliothek in Berlin, zweiter Vorsitzender; Prof. Dr. Jean Loubier in Berlin, Schriftführer. Die Zahl der Mitglieder ist auf dreihundert beschränkt, der jährliche Beitrag hundert Mark. Die Gesellschaft will alle Bestrebungen fördern, die der Pflege des deutschen Buches nach Inhalt und Ausstattung gelten. Die Gesellschaft beabsichtigt, ein eigenes Klubheim zu errichten.

### Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg.

Segründet 25. März 1908.

Vorstand: Prof. Richard Meyer, Direktor der staatlichen Kunstgewerbeschule, erster Vorsitzender; Amtsrichter Dr. H. Bromberg, Schriftführer; Dr. jur. Wilbrand, Schatzmeister; Dr. jur. Hertz; Direktor Prof. Dr. Münzel; Landgerichtsdirektor Schiefeler; Prof. Dr. R. Stettiner; Prof. Dr. Warburg; Dr. von Sydow. Mitgliederzahl: 85.

\* \* \*

Außerdem haben sich in einigen Städten lokale Vereinigungen von Bücherfreunden aus dem Kreise der Mitglieder der „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar) gebildet, und zwar: der „Berliner Bibliophilen-Abend“, die „Gesellschaft Münchener Bibliophilen“ und der Leipziger Bibliophilen-Abend“. Auch diese Zweigvereinigungen veranstalten zum Teile besondere Publikationen für ihre Mitglieder.

